

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1940

36 (15.9.1940)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 15. September 1940

Folge 36 / Jahrgang 1940

Der alte Britta

Eine Straßburger Geschichte — Von Gertrude Else Meixner

Der „alte“ Britta sitzt in der Mittagsstunde — groß, bager, feinkalt, blaue Augen. Vor ihm fließt die Ill. Die Sonne streut Händervoll Lichter über die Wiesen. Der Wind umfließt das schneeweiße Haupt des Greises. Er genießt die Mittagsruhe, den Rücken gegen die grünblättrige Hausstir gestützt, von der er die obere Hälfte zurückgelappt hält, damit er sich mit feiner Entlein Jeanne unterhalten kann, während sie die Küche sauber macht und auf ihren schlafenden Sohn achtet.

Sie ruft den Großvater öfter einmal an, weil er's gern hat, kommt, legt die vollen, runden Arme auf die untere Hälfte der Hausstir, „schwächt“ ein wenig und raschelt. Die Sonne blendet auf ihren schwarzen Augen. Und die Sonne blendet auf ihren Zähnen.

Der „alte“ Britta — mein Gott ja, das sagt man so. Aber einmal, da war der alte Britta noch jung — und... ach, das ist lang her! Damals ging er im Sonntagsstaat ins Badische hinüber, ins Affental und freite die Pauline. Und die Pauline kam — hoch auf einem Wagen hochend — auf den die ganze Anstirer gepackt war und oben drein ein Fächchen vom hellroten, schillernden Affentaler Rotwein. Es war eine ganz fröhliche Hochzeit gewesen! Man schrieb das Jahr 1838. Lang ist's her!

Um diese Zeit war die „wunderschöne Stadt“ Straßburg wirklich eine stolze und frohe Stadt. Die bunten Uniformen der Soldaten belebten das heitere Stadtbild. Pferdegetrappel und Klanggeräusch vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Bläuel, Bläuel, Bläuel. In der Drangerie führten schöne Damen kostbare Spitzenkleider, oder Kämme mit Kerzverbrämung spazieren. Offiziere grüßten galant. Am Kleberplatz trafen sich die Jungen zum Karo.

Vom altbewährten Münster drängten sich die Leute, weil eine prächtige „Hochzeit“ zu sehen war. Pauline stand — ihren kleinen Sohn fest an der Hand — mitten im bewegten Volk und sah aus hochtrabenden schwarzen Augen ins Gewoge und Gedränge. Soldaten! Soldaten! Der Knabe Jules sah ihnen feurig nach, wenn sie zum Greiserplatz ritten, ihren prallen, glänzenden Pferdeleibern, ihren hoch im Winde wehenden Wimpeln. „Ja, ja“, pflegt der alte Britta jetzt sinnend zu sagen, „damals fing's schon an bei dem Knäuel! Soldat wollte er werden, nicht als Soldat!...“ „So, und was wird aus meiner

dames, Straßburg an der Ill. Auch Pauline machte die heiteren schwarzen Augen zu.

Der „alte“ Britta geht hoch und bager, feinkalt und blaue Augen durch die Jahre, steht die Stadt verlassen — aber den Entelsohn heranwachsend. Der heißt Karl. Über die Nachbarn und Freunde nennen ihn „Charles“, die wenigen Freunde, die noch beisammen sind, Franzosenfreundliche nennen den alten Britta „Schwab“, weil er in seinem Herzen deutsch ist, und weil er bei seiner Gerberei ausfällt, die er aufgebaut hat, nicht wagt und nicht weicht. Für sie lebt er. Und für den kleinen Karl und die kleine Jeanne lebt er auch, weil sie so früh ihre Eltern verloren haben. Karl liebt den Großvater abgöttisch.

Der erzählt ihm von den Soldaten, vom alten Straßburg, das noch lachen konnte, von seiner lustigen Mutter aus den Vogesen, von seinem Vater, der für Deutschland vor Verdun gefallen ist. Der kleine Karl laugt solche Reden in sich ein, als wären sie wundervolle Märchen, die seine Seele wärmen. „Eines Tages“, sagt dann der Greis, und sein Angesicht leuchtet von Propheete, „wer wir wieder Duffe sin. Wer müße nur ausbarre bei der Gerberei und warte. Harre und warte!“

Der kleine Charles-Karl wird groß und muß bei den Franzosen dienen. „S geht vorbei“, tröstete der Großvater, der immer älter und bekümmter wird, „ausbarre, Karl!“ Das kann der Entel wohl verstehen, wenn man es nicht an das goldene Zeitalter zu glauben mag, von dem der Alte schwärmt.

Sein Herz geißelt Jeanne, aber das sieht der alte Britta nicht gern. Sie verheiratet ihn, und sie sprechen ja beide die Sprache der Jugend. So schlendern sie abends heimlich an der Ill entlang und machen Pläne für die Zukunft. Karl will die Gerberei übernehmen, später, und im Haus mit der grünblättrigen Hausstir wollen sie wohnen, bis sie sterben. Weil sie auch drinnen geboren worden sind.

Der „alte“ Britta“ spinnst auch Fäden. Aber einer der „hart und wartet“, der darf keine lange Zukunft ausspannen. Der Krieg wird alle seine Fäden durchschneiden und zerreißen... eines Tages. Dann werden die Kanonen rumpeln, Tag und Nacht. Und der Tag wird kommen!

Und eines Tages beginnt er — dieser Tag! Krieg! Karl und Jeanne müssen Abschied nehmen. Die fürchterliche Stunde im Leben des alten Britta beginnt: der Entelsohn muß auf französischer Seite in diesen Krieg ziehen!



Straßburg / Die Altstadt an der Ill

Aufn.: „Führer“ (Geschwindner) 2

Aus einem Bunker in der Maginotlinie schrieb er: „Ich habe so ein Gefühl, Großvater, daß Du nun nicht mehr lange warten mußt und nicht mehr lange ausbarren.“ Die nächste Nachricht stellte ihnen die Behörde zu Gefallen.

Die kleine Jeanne brachte — übermüdet von bitterem Schmerz — ihrem toten Liebsten einen Sohn zur Welt.

„Gott, ich danke Dir!“ sprach der alte Britta, als er erfuhr, daß er einen Sohn hatte. Mit ihm würde Jeanne wieder leben werden. Ihr junges Blut würde nicht ewig trauern. Zwei Lebensfreude lebte in ihren schwarzen Augen, zwei Natur in ihrem Wesen.

Der alte Britta trug seinen Krenkel auf den Armen vor die Hausstir, als die Gloden über Straßburg hallten und jubelten, als die große ersehnte Fahne auf dem

Münkerturm flumm mit dem Winde sprach. Er hielt das Kind hoch in die Sonne und sagte feierlich:

„Steh Dir unter Straßburg an. Bist. Es war mit allem so wie jetzt. Dein Großvater und Dein Großvater und Dein Vater — wir alle mitkommen haben geharrt und mit aufgeföhrt damit, bis es wieder so war. Stieh es Dir an, mein Kind.“ Und dann legt er sich — weiß wie ein Schneehügel — auf die Treppentritte vor seiner Tür und stirbt, umtost vom Glodenläuten, das unterirdische Leben in sich und dem Kleinen einbergeben, auf großen Wellen, mächtig und jauchzend.

Das Kind schläft. Und der „alte“ Britta sitzt in der Sonne — groß und bager, feinkalt und blaue Augen, gestren bis in den Tod! Am Rande aller seiner Erfüllung. Der Wind umfließt das schneeweiße Haupt des Greises... und vor ihm fließt die Ill.



Straßburg / Im Rabenhof

„schönen Gerberei?“ fragte ich ihn. Da zog er die Schultern hoch und lachte: „Najst ja auch ä Maidle daheim bod.“

Der war nit aufaufhalte. Jules brachte die bunten, liebste Margarete ins Haus, ein Mädchen aus den Vogesen. Er lernte sie beim Mandover kennen, verliebte sich, und als gebeitet wurde, war auch schon fast das Büble da. „s war höchste Zeit zum Hixote“, sagte der alte Britta lachend. „Die jungen Leute sind alleweil so.“ Und 's Maidle? „Das nahm den Gerbergesellen, und da gab ich die Jeanne her. 1914 zogen der Jules und der Gerbergesell aus und nit wieder zurück.“

Hier pflegt er lange zu schmelgen. Köhrt mit seinen langen, dünnen Händen vom Birbel her über's Haar und nicht, als unterstehle er sich mit Unschätbaren, die ihn wohl verständen und Antwort gäben. Nichts bemerkt er mehr, der hinverlunkene Greis.

Tag und Nacht haben die Kanonen gerumpelt. Jahr um Jahr tobte der Krieg. „S ist der guerre“, sagten die Straßburger besorgt. Dann kam die schwarze Zeit. Straßburg hielt den Atem an. Straßburg verlor sein lachendes Antlitz. Straßburg bekam trübe Augen. Will sie denn sterben, „die wunderschöne Stadt“?

Die großen Gebäude der Warenhäuser stehen leer. Die Straßen sind still. Die Damen zeigen nicht mehr ihre schönen Kleider, nachmittags, in der Drangerie. Keine Wagen raseln. Keine Pferde trappeln. Jules schläft vor Verdun, der Gerbergesell am Chemin des

Gutenberg in Straßburg

Von Toni Rothmund

Unter den vielen, großen Namen, die Straßburg für immer mit Deutschland verknüpfen und es zu unserer Stadt machen, auch wenn sie zeitweise unter fremder Herrschaft leben mußte, leuchtet der Name Gutenberg wie ein heller Stern heraus.

Denk in Straßburg hat er gelebt, hat die ersten Vorarbeiten seines Lebenswerkes gemacht, das für immer ein Wendepunkt in der Geschichte der menschlichen Kultur bedeutet.

Wenn wir das Jahr 1940 als das 500jährige Gedenkjahr seiner Gründung feiern, so wird damit Straßburg als die Städte anerkannt, an welcher die Buchdruckerkunst ihre ersten Anfänge genommen hat. Die große Inspiration ist hier in Straßburg über ihn gekommen. Die ersten Vorarbeiten haben hier begonnen. Bis zur Erfindung des Wertes freilich vergingen noch viele Jahre. Es handelt sich bei der Druckkunst nicht um eine einmalige Erfindung wie bei der deutschen Erfindung des Porzellans des Johann Friedrich Böttger. Sondern hier waren eine ganze Reihe von Einzelerfindungen nötig. Es war nicht damit getan, die bewegliche Type zu schaffen. Der ganze Druckapparat mußte ersonnen werden. Dies wurde hier nicht zu des Meisters Zufriedenheit vollendet, dies geschah erst zu Mainz, und so bleibt Mainz auch die Ehre, das das „Werk der Bücher“ hier geschaffen wurde.

Aber die erste, herausfordernde Stunde der Inspiration, die erste erschauernde Erkenntnis von der weltbewegenden Größe seiner Idee erlebte Johannes Gutenberg in Straßburg, der silbernen Stadt am Oberrhein.

Dem Leben des Meisters liegt leider ein andurchdringliches Dunkel gebreitet. Das Wenige, was wir von ihm wissen, erfahren wir fast beiläufig aus Prospektiven oder Einträgen in irgendwelchen händlichen Rechnungsbüchern, bis auf seine einzige Erziehung, die ihm zwar Jahre vor seinem Tode in Eltville durch den Kurfürsten von Mainz zuteil wurde, und auch diese weiß nicht auf sein Werk und seine Bedeutung hin.

Er wurde um 1360 geboren, als der zweite Sohn des angesehenen Geschlechtes der Gensfleisch, das zum Mainzer Stadtrat gehörte, die Münzgerechtigkeit besaß und sehr begütert war. Im Verlauf der Hussitenkriege, in denen die Kaiserlichen unterlagen, verließ auch Gutenberg die Stadt, verließ der Art und wandte sich anscheinend nach Straßburg, wo wir vom Jahre 1428 an seinen Namen in den Akten finden. Bis zum Jahre 1444 können wir seine Spuren in Straßburg verfolgen. Wir finden sie in Steuerbüchern, in Junkturbüchern und vor allem in den Prozessen, die von ihm berichtet. Aus diesen Prozessen namentlich erhellt uns das Bild des Menschen Gutenberg und seines Werkes. Wir sehen einen stolzen Herrmannschen, aufbraunend und freibleib, und doch tragend die Dingen dieser Welt nicht recht gewachsen, wie es so oft

das Schicksal des Genies ist, mit den Gegebenheiten des täglichen Lebens aneinander zu stoßen und an ihnen zu zerbrechen. Zwei dieser Prozesse sind es, die uns am meisten fesseln. Die Klage der Ennelin zer ihrer Tür vor dem geistlichen Gericht wegen Bruch eines Ehevorsprechens, und die Klage der Brüder Trizehn wegen Nichteinhaltung einer Vertragspflicht.

Der erste Streitfall beleuchtet den Mann, der zweite das Werk, und beide sind für die Gutenbergforschung von entscheidender Bedeutung.

Wir wissen nicht, was das adelige Straßburger Fräulein zu einem so ungewöhnlichen Schritt bewogen, und welchen Erfolg er gehabt hat. Ohne Grund wird sie ihn ja nicht getan haben. Gutenberg war damals etwa 45 Jahre, ein Mann in der Fülle und Kraft seiner Jahre, keineswegs mit dem langen wolkenden Bart, wie ihn das bekannte Bild zeigt. Das erst 100 Jahre nach seinem Tode

hergestellt worden ist. Er war barlos wie die Herren seines Standes, und aus adligem Blut, vielleicht war er hochgewachsen und schmalgestrichelt, heite, fränkische Gestalt, und von feurigem, genialen Geist und die Ennelin hat ihn geliebt und um ihn gekämpft. Wir können uns wohl denken, daß dieser Wertbesessene nicht gewonnen war, sich zu vermählen. Es ist nicht das Letztmal gewesen, daß ein Genie von einem stieblichen, elästischen Kind gekesselt wurde, ohne sich zum Ehebund entschließen zu können. Friederike Brion trat schweigend von ihrem Verlobten zurück. Ennelin zer ihrer Tür forderte den ihren vor die Schranken. Beide male nahmen diese Männer die Schuld auf sich — getrieben von dem Befehl ihres Vaters, der ihr Leben für ihr Werk heiligte. Uns steht es nicht zu, darüber zu richten.

Der andere Prozeß, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, wirkt ein Schlaglicht auf Gutenbergs Werk und ist für die Forschung über die Entstehung der Buchdruckerkunst von höchster Wichtigkeit.

Wir wissen, daß Gutenberg als „Zugeseßte“ oder Konfasser bei der Straßburger Goldschmiedsamt eingeschrieben war. In allem, was er anfaßte, zeigte sich kein unerhörte, technisches Genie. Er betrieb und lehrte die Edelsteinfeilei, und er hatte auch ein besonderes Versehen beim Spiegelmachen erlunden. Um nun Spiegelglas im Großen herzustellen, gründete er eine Genossenschaft und schloß sie in einem Gesellschaftsvertrag zusammen. Die Teilhaber dieser Firma beabsichtigten, diese Spiegel in großer Anzahl gelegentlich der Adener Deligationsfahrt dort auf den Markt zu werfen.

Zu spät erst erfuhr sie, daß sie sich im Termin dieses größten, höchsten Festes des Mittelalters um ein ganzes Jahr getäuscht hatten. Da nun die Männer nicht so lange auf die Früchte ihrer Arbeit und ohne Geldes warten wollten, haben sie den Meister, sie auch in die andere, bis dahin noch geheimgehaltene Kunst einzuführen. Er ging darauf ein. Es wurde ein neuer Gesellschaftsvertrag, diesmal auf 5 Jahre geschlossen. Die Statuten wurden aufgesetzt und bestimmt, wieviel Kapital jeder zuzusteuern hatte. Es befand sich die Klausel darin, daß im Todesfall einer der Genossen den Erben das eingezahlte Geld zurückzuerhalten werden solle, daß aber ein Anspruch für sie, in die Genossenschaft aufgenommen zu werden, nicht daraus entfiel. Aus irgend einem Versehen wurde dieser Vertrag nicht amtlich beglaubigt. Als nun einer der Genossen, Andreas Trizehn, schon im ersten Jahre des Bestehens der Firma stark erhobene seine Brüder Klaus und Jörg den Anspruch, in die Genossenschaft aufgenommen zu werden, da Gutenberg dieses Ansuchen entschieden ablehnte, verklagten sie ihn.

So haben wir dann den berühmten Prozeß sich abwickeln. Es treten 30 Zeugen darin auf (darunter ein



Gutenberg nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1584. Aufn.: Archiv

Antipoden

VON RICHARD SEXAU



Zur Erntezeit von Ewald Thiesburger

neunfähriger (Hühn). In den Aussagen vor den Richtern wird von allen Beteiligten, Klägern und Beklagten gleichermaßen das Geheimnis der „Kunst“ streng gewahrt. Genannt werden die Dombauer Anton Seilmann, der Goldschmied Hanns Dünne, der Diener Lorenz Weißbeck und Konrad Sappach, der Erbauer der Druckpresse. Nach während der Prozess ließ Gutenberg diese Presse auseinandernehmen, die fertigen „Formen“, es werden Letztern gegeben sein, abholen und einwickeln.

Leider, müssen wir heute sagen, schickte das Geheimnis gewahrt. Den Straßburger Richtern lag nichts daran, es aufzuklären. Sie hatten nur über den Vertrag zu entscheiden, und sie entschieden zu Gutenbergs Gunsten. Der nicht befehlige Vertrag wurde eisdig festgelegt und voll anerkannt. Gutenberg gewann den Prozess.

Trotzdem wissen wir, daß es sich bei dieser „geheimen Kunst“ um die Anfänge der Buchdruckerkunst gehandelt haben muß. Ausdrücke wie „gegossene Formen, Blei, Presse, Gießg, lassen mit Bestimmtheit darauf schließen, da sie noch heute in diesem Handwerk gebraucht werden. Auch die Neuerung des Goldschmieds Hanns Dünne, er habe über 100 Gulden von Gutenberg verdient, allein für das, was zum Drucken geblieben, bestätigt diese Annahme. Wenn trotzdem keine Straßburger Frühdrucke vorhanden sind, so mag der Meister selbst sie vernichtet haben, weil sie ihm noch nicht genügt.

Bis zum Jahre 1444 finden sich Spuren von Gutenbergs Anwesenheit in Straßburg. Er wird noch als Wehrpflichtiger bei dem großen Einfall der Franzosen in das Elsass genannt, bei dem das unglückliche Land so furchtbar heimgesucht wurde, und die Vorstadt Arbois, wo Gutenberg wohnte, in Flammen aufging.

Bald darauf hat er Straßburg verlassen. Im Jahre 1448 landete er zum erstenmal wieder in Mainz auf, wo die Gründung zur Vollendung reift. Wohl aber gehörte auch Straßburg die Ehre, den großen Mann beherbergt, ja, ihm Asyl geboten zu haben, als er geächtet war.

In Straßburg entstand, was in Mainz sich vollendete. Das ist Straßburgs unvergänglicher Ruhm.

„Victoire“, das Admiralschiff des französischen Mittelmeergebietes, lag auf der Reede von Algier.

Das Banquet, das dem Gouverneur zu Ehren auf dem stolzen Kreuzer stattgefunden hatte, neigte sich dem Ende zu. Noch spielte die Schiffskapelle zum Tanz.

Im Schatten eines Panzerturms, einigermaßen geborgen, flüsterte ein jugendliches Paar. Der blonde Schiffsleutnant René Dolfus, ein Vorbringer unverfälscht germanischer Züge, hatte das achtzehnjährige Töchterchen des Gouverneurs auf Schloßwegen hierher geführt, um die Aussprache dieses Abends ungehindert zum Abschluß zu bringen.

Seine Frage, ob er am nächsten Tage bei ihrem Vater vorzutreten dürfe, war mit Jubel aufgenommen worden. Liebe, Irrtüme, noch durch gegenseitige Ehen gemehrte Fragen und Gefährnisse überlieferten einander. Hand kramte sich in Hand.

„Doch du...“ René stockte ob der ungewohnten vertrauten Anrede, „du sagst gar nichts über...“

„Vorüber, Liebchen!“

„Hat es dich denn enttäuscht haben?“

„Es sollte ja nur eine kleine Aufmerksamkeitsleistung sein.“

„Meinst du die Blumen? Sie haben mich froh gemacht. Ich dachte es mir gleich, daß sie von dir waren.“

„Die Blumen...“ nein, die meine ich nicht. Aber du kennst es mir doch nicht im Ernst überlassen...“

Das Mädchen machte eine hilflose Geste. „Ich weiß nicht, wovon du sprichst.“

„Von dem, was eben in den Blumen versteckt war.“

„Versteckt? In den Blumen?“ Colette dehnte jedes Wort. „Was war es denn?“

„Der kleine Talisman, mein goldener Buddha.“

„Ein goldener Buddha?“

„Ja, derselbe, von dem ich dir jüngst erzählte. Den mir ein Priester geschenkt hat in Venarès, erinnerst du dich nicht? Ein Brahmane, unter allerlei geheimnisvollen Andeutungen, als ob ihm besondere Kräfte innewohnten.“

„hatte das kleine Ding selber stets getragen.“

„Und wo soll der Buddha —?“

„Mit einem goldenen Ketten habe ich ihn in die Blumen hineingebunden, versteckt, doch so, daß du ihn sofort finden müßtest und...“

Das Mädchen unterdrückte seinen Wortschwall. „Als ich die Blumen erhielt, war nichts dergleichen darin enthalten.“

„Seltsam, das verstecke ich nicht. Mein Diener ist doch so zuverlässig!“

„Obendrein haben mich die Blumen in eine schöne Verlegenheit gebracht. Veblanc war gerade da.“

„Schon wieder Veblanc!“

„Ja, er zog mich die ganze Zeit mit diesen Blumen auf und dem Besessenen, der sie mir schickte. Um jeden Preis wollte er wissen, wer es war. Um und um hat er sie gebohrt, als könnte er ihnen ansehen, von wem sie stammten. Er war unheimlich dieser Mensch!“

„Sag, Colette, aber mir, bitte, nicht böse, was ist es eigentlich mit dem?“

„Mit Veblanc? Ihre großen Augen weiteten sich vor Staunen.“

„Ich wollte dich längst fragen. Jetzt darfst du mir ja wohl die Freiheit nehmen.“

„Bitte, warte, Colette ist ein wenig spät hin.“

„Man munkelt“, René schloß vor Verlegenheit. „Wart ihr wirklich einmal miteinander verlobt?“

„Wohin Klatzch!“

„Doch nahe daran?“

„Ja, das kann dir genügen, René.“

„Er hat dir aber doch sehr den Hof gemacht?“ beharrte der junge René.

„So eifersüchtig kann er sein, mein kleiner Junge?“

„Ich mühte es ja mitansehen. Weh genug hat es mir getan.“

„Sag, selbst: Wie soll ich mich dagegen wehren, daß sie hinter mir her find? Tröste dich! Es gilt wohl meist mehr meinem Vater und seiner Stellung als mir. Aber wollen wir nicht lieber dies unerquickliche Gespräch lassen?“

Sie hatten wirklich Erreulicheres zu besprechen. Sie brauchten ja nur an die nächste Zukunft zu denken. René sollte sich um ein Kommando an Land bewerben, wenn es erst so weit war, daß sie ihre eigene Häuserflucht gründen konnten. Eine Trennung, eine monatelange gar, nein, darauf ließen sie sich nicht mehr ein. Lieber verließ René auf die Seemannslust, lieber trat er in den ausdauernden Dienst über. Sein Vater handelte ihm nicht im Wege. Und auch der ihre, verlässliche Colette, unterließ gewöhnlich ein solches Vorhaben.

René erzählte sich, sprühend vor lebensfroher Jugend. Begeistert schwärmte er, sich mehr und mehr an den eigenen Worten heranzulehnen, von der Zukunft, die sie beide erwartete. Und Colette läuschte hingegen, die Augen halb geschlossen, den bisweilen wie von früher Enttäuschung leidvoll gezeichneten Mund leicht geöffnet. Es war schmerzhaft, wie oft sie in manchen Augenblicken aussehen konnte, wie müde, wie tranc.

Pföhllich ließ ein Ausdruck von Schred, von Entsetzen über ihre erschloffenen Züge. Und ihre Finger krallten sich um seinen Arm.

„Was war das? Und sie zeigte nach Nordost, wo eben ein Gestalt hinter Büschen verschwand, ein Mensch, in wehendem Mantel oder Umhang.“

„Argendwer von der Bekanntschaft, gab René gleichgültig zurück. „Vielleicht der Offizier vom Dienst.“

„Wer hat heute Dienst?“ fragte sie gepreßt.

„Warte, wer hat nur heute? Wenn ich mich nicht täusche, Veblanc.“

René schloß, wie Colette in seinem Arm fröstelte.

„Siehst du Gedenker?“

Sie riß sich zusammen undachte gezwungen: „Ich erschrecke so leicht.“

Der Gouverneur und die Gäste dieses Abends waren an Land gegangen. Die „Victoire“ lag im Dunkel. Mondlicht umspielte Masten, Schornsteine und die drohenden Umbauten der Geschütze. René Dolfus lehnte wieder an jenem Panzerurm, wo er eben noch mit Colette gewinkt hatte. Wüßte sich nicht ihr Dusch noch in den Salzgeschmack des Meeres? Bisweilen war ihm, als hätte ihre schlante, weiße Gestalt wieder an seiner Seite Gestalt sprach er ihren Namen vor sich hin und zärtliche Worte. Jetzt hatte Colette wohl dem Vater alles gestanden.

René's Blick irrte den lichtüberfluteten Hügel hinab. Das Minfener des Leuchtturmes zog ihn auf sich. In seltsamen Riffen brandete, bisweilen feurig aufwühlend, in weißlichem Schaum das Meer. Die Wasser klatschten leise an die Schiffswandung, eintönig, einschläfernd. René merkte jetzt erst, wie müde er war.

Er machte ein paar Schritte der Schiffstreppe zu. Da steht vor ihm ein Gestalt im Mantel, Veblanc. Ist es nur das Mondlicht, das ihn verkrampfte Züge vorträgt, ein unheimlich blaues Gesicht?

„Mit kurzem Gruß will er vorüber.“

„So haben wir nicht gewöhnt“, kommt es stöhnend von zusammengepreßten Lippen.

„Welch ein, daß ich mich schlafen lege, Pierre!“

„Mit autem Gewissen wohl? Weibherza also, auch wenn man sich an fremdem Eigentum vergreift?“

Kein rühmliches Ende

Eine Pilz-Geschichte von Liesel Baschang



Pflifferlinge

Bei Pflifferlingen geht's heute lustig zu. Selbst Strps, der Familienälteste, ist voll übermütiger Laune.

Wie kann man nur derart ausgelassen sein, denkt der noble und seiner Schönheit bewusste Herr Steinpilz, dem die im Umkreis verkreut stehenden Schwämme den Namen „Näschchenböh“ gegeben haben. Er schaut verächtlich auf solch geräuschvolles Hüftschwung und auch die Spinne, die bei ihm ihr Web besorgt hat und ihm in allen Stücken untertanig erbeugt, wendet den Pflifferlingen bräut den Rücken an.

Der würdigen Frau Steinpilz past dieser Värm wohl ebenfalls nicht, verwundert und ärgerlich blüht sie herüber, denn eben ist ihre jüngste Tochter eingeschlafen.

Wenn ihr Euch nur zu Tode lachen würdet, ihr Ekel! ruft Näschchenböh aus, wiewohl er eben noch fest entschlossen war, mit solch gemeinen Leuten überhaupt nicht zu reden.

Weil aber die Eierchwämme trotz ihrem Gang zum Nebelmeer immer auf gute Nachbarschaft halten, hellen sie nun doch, wenn auch mit etlicher Mihe ihr Gelächter ein. Strps wirft sich in Positur und erzählt in seiner fahriagen, aber treuschergen Art:

„Also ich hab da vorhin den Schwammert-Gepp zwischen den Bäumen aufgefunden, na, ihr kennt ihn ja. Und wie ihn ich erschrocken! Das letzte Mal waren wir noch so klein, daß er uns nicht beachtet hat, aber heute wäre er mir sicher an den Kragen genaugen. Ich dachte, was ist jetzt so tun? — Da kommt meine Freundin, die Wesppe Stimium vorbeigezogen — sie ist schon oft im Regen bei mir untergegangen — also hab ich sie hergewunden und ihr was ins Ohr geflüstert. Und, haba, auf Stimium da ist Verlaß! Die fliegt dem Schwammert-Gepp entgegen, kreist sichernd und prüfend ein paarmal um seinen Kopf und landet in elegantem Schwung auf seiner Nasenspitze. — Der Gepp hat natürlich die Hände nicht frei... hier den diden Wurzelstock... da den Kopf mit den Pilzen und bis er dazu kommt, Stimium zu verjagen, hat sie schon ganze Arbeit getan. — Kinder, ist der getannt, den gehen wir heute nicht mehr hier.“

Dun stimmt auch die Steinpilz mit ins Lachen ein, zwar gefasert und zugleich beschämter als die Pflifferlinge, aber sie ist genau so froh, dem Gepp für diesmal entgangen zu sein.

„Na, freut Euch nur nicht zu früh!“ tönt die etwas schrille Stimme des Näschchenböh herüber, „der Schwammert-Gepp oder irgendem anderer... ich meine, in Gefahr schwebt ihr ständig, sobald der Fußtritt eines Menschen zu hören ist.“

„Nicht hast Du!“ flüstet die Spinne. —

„Nein, ich möchte wirklich nicht mit Euch tauschen! Ich denke mir das wenig schön, gefocht und verpeist zu werden, und wenn man mich in Silber servieren würdel... Schließlich findet Euch so ein verwöhnter Baumen noch nicht mal gut im Geschmack! — Mühs, da hab ich doch viel besser. Was kann man auf der Tafel der Menschen nicht brauchen, also lassen sie mich lieber stehen. Und wenn ihr längst verpeist und verdaut seid, werde ich noch hier sein und mich freuen am blauen Himmel und den goldenen Sonnenstrahlen!“

„Ganz bestimmt, ganz bestimmt!“ nickt ihm die Spinne zu. —

„Und ich für meinen Teil möchte nicht solch nutzloses Schmarbberdlein führen wie Du!“ ruft Wirpiz, der jüngere Pflifferling. „Uns gefällt auch der blaue Himmel“

und erst recht die liebe Sonne. Wir genießen jede Stunde, die uns hier im Wald geschenkt wird, voll und ganz, wir freuen uns, daß sich durch Strpiens Vit unser Leben verlängert hat, aber wenn wir schon herben, dann soll damit auch der Sinn unseres Lebens erfüllt werden. Ich denke jetzt nicht, daß ich selbst — klein und spießig gewachsen wie ich bin — nun durch meinen Tod Gott weiß was vorbringen werde... aber ich denke an die Millionen unseres Stammes, die täglich Tausende von Menschen füttern... und das ist doch was!“

„Schön gesagt“, pflichtet die Steinpilz bei, „so unnützlich wie der Fliegenpilz möchte ich auch nicht sein!“

„Ganz unnützlich bin ich ja schließlich nicht“, widerspricht ihm der Fliegenpilz. —

„Gewiß nicht“, meint die Spinne. —

„Aber zu was bist Du schon von Nutzen?“ tän's herüber von den Pflifferlingen. „Wer wird schon auf den Gedanken kommen, Dich mit Milch zuzubereiten und den Fliegen vorzusetzen, damit sie elend zu Grunde gehen! Und wenn irgendwo im fernem Osten aus Dingsgleichem ein Getränk bereitet wird, so hat auch das nur den einen Zweck, Betäubungen und Vergiftungen hervorzurufen, noch dazu beim Menschen. Das ist mir eine nette Nützlichkeit!“

„Nützlichkeit hin, Nützlichkeit her, ich fühle mich auch so ganz glücklich, ich bin der Schönheit hier im Wald.“

„Der Herrlichkeit von allen!“ flüstert die Spinne mit runden und verlebten Augen. —

„Ich habe mir mit diesem Spürfinn den besten und launigsten und schönsten Platz ausgesucht — wie gelübt — ich werde noch hier unter der Kanne stehen, wenn ihr längst in den Rägen der Menschen ruht.“

Mit einem schweigen alle die freitbaren Pilze, sie haben irgendeinen Klang vernommen, an den ihr Ohr nicht gewöhnt ist... und nun verliert er sich, verlängert sich in vielen hellen und dunkleren Ebnen, jetzt zwischenmal mal ab und klingel dann wieder auf, näher und näher und da sehen sie zwischen den Stämmen der Bäume hindurch einen jungen Burigen lustig pfeifend des Weges kommen. Hier und da bückt er sich und heckt dann etwas in sein, rotes Laichtentuch, das an den vier Zipfeln zusammengeklappt ist.

Da fühlen die Pilze ihr kleines Herz schlagen... sie wissen, jetzt kommt die Reihe auch an sie... aber keiner ist erbittert: der braungebrannte, schräge Burich hat ein so gutes und fröhliches Gesicht und sein Viedlein stimmt so froh. Sie liegen dann in dem Lichtentuch gerade nebeneinander, die Pflifferlinge und die Steinpilze und stoßen sich kameradschaftlich an.

Strps jedoch entdeckt einen kleinen Nix in dem roten Tuch und frecht abschließend die Nase hinaus. Er steht ihre verlassenen Plätze und sieht den Fliegenpilz hinter der Kanne vor sich, die nur Schandenfreude und Vergnügung. Und er bemerkt, wie der Wanderburch plötzlich einen Schritt zur Seite macht, den schweren Schuh hebt und mit den düst gellerten edigen Nägeln den schönen eiten Näschchenböh zeracrußt.

Auch die Steinpilz hat durch eine fadenziehende Stelle hindurch den Vorgang beobachtet und sie flüstert zu Strps hinüber: „Komme, komm mit mir, aber das war fern rühmliches Ende!“



Steinpilz

Soldaten ohne Uniform

Von M. A. v. Rütgenborff.

Der Anblick eines Trupps Soldaten, bei dem die Uniform des einen haargenau der des anderen gleicht, ist etwas, was sich unsere Vorfahren im sechzehnten Jahrhundert noch nicht hätten träumen lassen. Damals hand es jedem Soldaten frei, seine Kleidung, die er aus eigener Tasche zu bezahlen hatte, selbst zu wählen und zusammenzustellen, wobei Farbe und Maderart ganz von seinem Geschmack, vor allem aber natürlich vom jeweiligen Bestand seiner Kasse abhingen. So ein Zug Soldaten sah daher ziemlich bunt und für unseren heutigen Begriff einfach unvorstellbar aus.

Diese Kleiderfreiheit wurde jedoch, sobald Krieg ausbrach, zur schwersten Gefahr für das Heer. Denn im Verlauf eines heftigen Gefechtes mußte der einzelne Kämpfer schließlich nicht mehr, wer Freund oder Feind war, weil er es an seiner Kleidung nicht erkennen konnte. Das einzige Mittel, diese Gefahr zu mindern, bestand darin, daß die einander gegenüberstehenden Heerführer in verhältnismäßig kurzen Abständen ihre Soldaten durch ein Sammelstänal zu ihren Fahnen zurückriefen, und der Kampf dann erst nach wiederhergestellter Ordnung fortgesetzt wurde. Nur die hohen Offiziere

trugen damals bestimmte farbige Abzeichen, entweder Feldbinden oder Quarten, die an der Feldgarde befestigt waren, damit das Fußvolk ihre Zugehörigkeit zu ihrer Arme aus aus einer gewissen Entfernung wahrnehmen konnte.

Erst gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war es so weit, daß die Soldaten einheitliche Abzeichen erhielten, so daß sich zum Beispiel in der Armee Gustav Adolfs von Schweden die Regimentier bereits durch farbige Aufschläge und Quarten voneinander unterscheiden. Die neue Einrichtung, die sich als überaus praktisch erwies, wurde bald auch von anderen Heerführern für ihre Truppen übernommen und war daher während des dreißigjährigen Krieges denn auch schon fast allgemein Brauch.

Unter der Regierung des Großen Kurfürsten, also Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde die einheitliche Uniformierung des Militärs, die sich auf die ganze Kleidung des Soldaten erstreckte, eingeführt, und von da an auch beibehalten. Seitdem gibt es in Deutschland keinen Soldaten ohne Uniform mehr.



Fliegenpilz Schnitt: Liesel Baschang

Pioniere des Deutschtums

Ein Film erzählt vom Kampf unserer deutschen Brüder im Osten

Sie sind die Wegbereiter der Zivilisation und der Kultur auf dem ganzen Erdball gewesen, die Männer und Frauen, die das Fernweh, die alte Krankheit der Deutschen, hinaustrieb aus der Heimat. Kein Breitengrad, unter dem sie nicht lebhaft wurden, das Land rodeten und urbar machten. Unter den Besatzungen der Arktis trifft man sie und unter den Siedlern und Farmern der Tropen.

Es gibt ein altes Wort, das den Kampf mit den Naturgewalten, die Fähigkeit und Kraftanstrengung und den endlichen Sieg nach langen entbehrungsreichen Jahren, in nach Generationen umschließt: „Der Erste findet den Tod, der Zweite leidet Not, der Dritte hat das Brot!“



Eine Horde von Galgenvögeln
Ivan Petrovich als Jan, der Anführer einer Terrorbande, in dem Film „Feinde“.

besonders stark ist das deutsche Element vertreten in den Ländern Europas, die an Deutschland angrenzen; und hier ist es wieder in außerordentlichem Maße der Osten, der die Deutschen anlockt. Es ist ja alter deutscher Kulturboden, gedüngt mit dem Blute der Ordensritter, die mit dem Christentum deutsches Wesen und deutsche Art in diese Gebiete brachten. Jahrhunderte hindurch haben die Nachfahren der alten Geschlechter auf eigenem Grund und Boden gelebt.

Sie stellen den wertvollsten Teil der Bevölkerung dar. Auf Kinder und Kindesfinder vererbte sich Name und Besitz, vererbte sich aber auch das Deutschtum. — In anderen Ländern war die Zeitraube der deutschen Anführung fürger bemessen.

In den Jahren vor dem 3. September 1939 waren die Deutschen gerade in den Dittab-

heit Volksdeutscher behandelt. Wir sehen das Wohnzimmer des Gutsbesizers Wegner. Wegner liebt die Zeitung. Da kommen Freunde, einer davon mit einem Verband um den Kopf. Ein rascher Bericht: Schulz, ein volksdeutscher Bauer, ist auf seinem Gut überfallen worden. Er samt seiner Frau und seinen Leuten mühten das Leben lassen. Wie die Tiere haben die Banditen abhaut. Und jetzt geht es liberal los. Ganz inkriminell. Erst proutieren sie, suchen Streit, dann kommen sie in ganzen Haufen. Die Reitertruppe unternimmt nichts, die bedrohten Volksdeutschen zu schützen. Was ist zu tun? Einer findet den geeigneten Vorschlag: Die Bauern sind schon fast alle auf und davon; sie wollen über die Grenze, solange es noch Zeit ist. Nun sollen die noch Zurückgebliebenen ihnen folgen. — Wegner überlegt. In dem kantigen Garten blickt er auf. Und dann brechen sich langsam die Worte Bahn, die eine Schicksalsbestimmung aller Pioniere des Deutschtums darstellen: „War man soll ich denn Reiches nehmen? Seit manzig Jahren lebe ich hier und komme gut mit den Weuten aus. Und war nicht unsere Arbeit ein Segen für die ganze Gegend? Wir haben sie gelebt, wie sie von ihren Vätern leben können, ohne Handbau zu treiben, ohne sinnlos den Bestand zu verwüsten, wie man Wege anlegt, wie man Stämme im ganzen herunterbringt von den Bergen. Viele Bauern, die früher ein Hungerdasein führten, haben jetzt ein ordentliches Auskommen. Warum soll ich davon laufen? Es ist ja schließlich mein Leben, wert hier; sowas gibt man nicht so leicht auf. Aber er muß es aufgeben, mit seinem Leben bezahlt er einen Widerstand. Einer aus der Mitte der anderen Volksdeutschen, Reich, wird zum Anführer. Ihm gelingt es, die bedrohte Schar über die Grenze in das schützende Deutschland, in die große Heimat zu geleiten. Doch sie werden dort nicht bleiben, sondern eines Tages zurückkehren, wieder aufbauen, was zerstört worden ist, und auf neue ihren Posten ausfüllen als Pioniere des Deutschtums.“

Der Terror drohte. Menele Banden machten Bestialität auf Deutsche. In diese unheimlichere Zeit hinein führt uns der Tourjansky-Film der Bavarische Filmkunst „Feinde“, der irgendwo an der deutschen Grenze das Schicksal einer Minde-



Vor einem schweren Entschluß
Die drei Volksdeutschen (Willy Birgel, Friedrich Eitel und Reinhold Lütjohann) beraten, wie sie sich und die Ihren vor dem Terror schützen können.

Köpfchen! Köpfchen!

Schachbretträtsel

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48
49	50	51	52	53	54	55	56
57	58	59	60	61	62	63	64

Jede Zahl entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Feld eingetragen ist. Die Buchstaben von 1—64, fortlaufend gelesen, ergeben ein Wort des Führers zur Eröffnung des 2. Kriegswinterwettbewerbes am 5. September 1940.

Schlüsselwörter
1. 1 2 6 16 19 3 10 20 27 7 86
2. 17 5 40 24 25 32 31 34 22
3. 14 9 38 55 52 18 40 41 13
4. 48 60 11 19 8 4 56
5. 15 29 50 16
6. 40 21 38 26 25 39
7. 47 37 64 40
8. 42 53 49 61 35 40 62 6
9. 7 43 12 36 44
10. 54 30 30 29 45 30 59 22 38
11. 58 2 60 11 32 64 31 57 51 40
12. 63 5 20 46

1. Deutscher General im Weltkrieg.
2. Generalfeldmarschall der Gegenwart.
3. Französischer General der Gegenwart.
4. Erfolgreicher deutscher U-Bootsführer.
5. Bekannter Flieger des Weltkriegs.
6. Abgesetzter französischer General.
7. Bekannter jüdisch-deutscher Politiker.
8. Deutscher U-Boots-Held im Weltkrieg.
9. General der Infanterie.
10. Kampfflieger im Weltkrieg.
11. Deutscher Oberbefehlshaber im Weltkrieg.
12. Generalfeldmarschall der Gegenwart.

Silbenrätsel

1. Sahnit, 2. Zender, 3. Landwirt, 4. Fortschritt, 5. Pentium, Sea-Point, 7. La Paz, 8. Tonfur, 9. Nord-West, 10. Stadtrat, 11. Drenens, 12. Dunkel, 13. Denker, 14. Jonde, 15. Fonne, 16. Hamburg, 17. Sonne.

Von den vorstehenden Wörtern ist die 2. Silbe zu streichen und dafür eine zu suchende voranzufügen, so daß neue Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die Namen dreier moderner, häufig verenteter, britischer Persönlichkeiten ergeben.

1. _____ 10. _____
2. _____ 11. _____
3. _____ 12. _____
4. _____ 13. _____
5. _____ 14. _____
6. _____ 15. _____
7. _____ 16. _____
8. _____ 17. _____
9. _____ 18. _____

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Wiedergewonnenes deutsches Land.
2. Deutsche Stadt.
3. Bedeut. engl. Kriegshafen.
4. Franz. Kriegshafen.
5. Ruderboot, deutsches Land.
6. Wiederholt bomb. brit. Flughafen.
7. Hafen im ehem. brit. Somali.
8. Engl. Stadt i. d. Umgeb. von London.
9. Vorort von London.
10. Hauptstadt der Kapkolonie.
11. Fluß in Frankreich.
12. Bedeut. franz. Festung.
13. Brit. Vorkriegshafen.
14. Brit. Feldherr im 18. Jahrh.
15. Flughafen nahe London.
16. Stadt in Mittelengland.
17. Engl. Stadt in der Grafschaft Surrey.

Bilderrätsel



Wer hat richtig geraten?

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Bohne, 5. Vorrat, 8. Vorrat, 9. Kaktus, 10. da, 11. Zug, 12. Güte, 13. Vorrat, 14. Vorrat, 15. Vorrat, 16. Vorrat, 17. Vorrat, 18. Vorrat, 19. Vorrat, 20. Vorrat, 21. Vorrat.
Vertikal: 1. Vorrat, 2. Vorrat, 3. Vorrat, 4. Vorrat, 5. Vorrat, 6. Vorrat, 7. Vorrat, 8. Vorrat, 9. Vorrat, 10. Vorrat, 11. Vorrat, 12. Vorrat, 13. Vorrat, 14. Vorrat, 15. Vorrat, 16. Vorrat, 17. Vorrat, 18. Vorrat, 19. Vorrat, 20. Vorrat, 21. Vorrat.

Hübsche Kleider aus schmiegsamen Stoffen

Für Theater und Konzert, für Besuche im Freundeskreise, für den schlichten, strengen Tagesanfang gegen ein im weichen Stoff gehaltenes Kleid aus schmiegsamen Stoffen. Obwohl die Mode dieser Kleider weniger glatt geworden sind, behalten sie doch ihren leicht beschwingten Saum. Im übrigen geben ihnen nicht nur Raffungen und Drapierungen, aus dem Material herausgehobene weiche Garniturwirkungen ihren Stil, charakteristisch ist für sie in diesem Herbst eine blaus-



fige Weite des Oberteils, die nicht nur vorn und seitlich sondern auch im Rücken etwas über den Gürtel fällt. Weniger schlanke Frauen werden gern die knapp gehaltenen Ärmchenform bevorzugen, die für sie vorzuziehen ist. Der Stoff — samt, schwerer Seidenkrepp, weiches Tuch oder ein unauffälliger Brokat wird den Ansprüchen zwischen Schnittform und Zweck des Kleides schaffen. v. S. Nachmittagskleid mit eingearbeiteten, gezogenen Zeilen. Für Größe II: 3 Meter Stoff 92 Ztm. breit. Ultra-Modell 8886. Hier ist der in Falten gelegte Oberteil boleroartig geteilt. Größe III: 2,55 Meter 92 Zentimeter breit. Ultra-Modell 8882. Nachmittagskleid in Passenform mit schmalem Schalragen. Größe I: 2,75 Meter 92 Ztm. breit. Ultra-Modell 8881. Durchgehend geschnittenes Kleid mit Spitzenpasse und Spitzenapplikationen. Größe III:



3,05 Meter 92 Ztm. breit. Ultra-Modell 8845. Hier ist an diesem Kleid die Form des Ausschnitts mit den gekrümmten Westentellen. Größe II: 2,90 Meter 92 Ztm. breit. Ultra-Modell 8809. Kleid in Ärmchenform für die nicht ganz schlanke Frau. Größe IV: 3,40 Meter 90 Ztm. breit. Ultra-Modell 8821. Zeichnung: Ultra-Schnitt — Schürmer.

Heitere Ecke

Die große Freude
Meyer kauft sich ein Verloren. Meyer trägt Holz die vierundzwanzig Hände beim Meyer, das die vierundzwanzig Hände beim Meyer. Und kommt.
„Gudemal, Mutter, wie kulant der Buchhändler war.“
„Wie?“
„Ohne daß ich es bemerkte, hat er schnell auf jeden Band in Gold drucken lassen, daß es mir gehört.“
„Wirklich?“
„Uebrigens bist selbst — hier steht es: Meyers Konversationslexikon.“

Auf Umwegen

Sie sahen in einer Bar.
„Gib mir bitte eine Zigarre.“
„Nanu? Ich denke —“
„Was?“
„Ich denke, du willst dir das Rauchen abgewöhnen?“
„Ne, ich nicht.“
„Aber —“
„Ich gewöhne es mir ab. Bis jetzt bin ich aber erst so weit, daß ich mir keine Zigarren selbst kaufe.“

Liebe geht seltsame Wege

„Herrlich, daß deine Eltern nicht zu Hause sind. Nun kann ich doch mal ungestört an eurem Apparat drehen!“
Hans Buhr (Scherl-M.)

Briefmarken verraten Englands Niederlagen

Peinliche Streifenbilder zur Weltgeschichte — Von M. Büttner.

Der Kampf gegen England hat überall das Interesse für weltgeschichtliche Dinge, soweit sie unteren Hauptgegnern betreffen, aufs höchste belebt. Es liegt nahe, daß auch die Anhänger der volkstümlichsten Liebhaber, der Briefmarkensammler, die ja so viele Veräusserungspunkte mit der Weltgeschichte hat, heute ihre Schätze mit durch das Zeitgeschehen geschätzten Blicken betrachten. Da löst der aufmerksame Sammler auf so manchen Markenbild, das heute selbst aktuell erscheint und in besonderem Maße die historische Vergangenheit mit den großen Ereignissen der Gegenwart verknüpft. Das erreicht sich schon an wenigen Beispielen, in denen Briefmarken — um heute nur dieses Gebiet zu betonen — die politisch-militärische Schwäche Großbritanniens und manche seiner großen Niederlagen zu entziffern scheinen.

Es sind nicht gerade britische Marken, die solcherart negativen Ruf im Verstand, immerhin aber z. B. eine Ausgabe des alten politischen Freundes und geschlagenen Bundesgenossen in diesem Kriege: Frankreich. Im Jahre 1920 veranlaßte die französische Post als Gedenkmärke für die Jungfrau von Orléans eine Gedenkmärke, auf der die Nationalflagge genau auf dem Schlachtfeld dargestellt war. Was besagte dieses Markenbild aber im Grunde? Es fröhliche die für England immerhin nicht gerade angenehme Erinnerung daran auf, daß die Franzosen im Jahre 1429 unter der Führung der jungfräulichen Jeanne d'Arc zunächst die Stadt Orléans und dann einen großen Teil Frankreichs aus den Händen der damals dort herrschenden Engländer befreite, womit der Anstoß zu dem nationalen und letzten Endes siegreichen Befreiungskampf gegen die Briten und ihrer endgültigen Vertreibung vom französischen Boden gegeben war.

An Niederlagen Englands erinnerte weiter eine holländische Markenausgabe, die 1907 den 300. Geburtstag des Admirals de

Ruyter feierte und sein Bildnis neben der Darstellung einer Seeschlacht zeigte. Wiederholt hat der große Seeheld der Niederländer den englischen Gegner besiegt. So schlug er 1666 die britische Flotte dreimal im Kanal und lief 1687 in die Themse ein. Im Jahre 1672 besiegte er als Admiral eine holländische Flotte von 70 Schiffen und besiegte damit die verbündeten Engländer und Franzosen in der Soulsbat, im Juni 1673 bei Schoonen und im August 1678 bei Ritsum.

Besonders häufig erschienen Briefmarken, die die Erinnerung an schwere britische Niederlagen herausbeschieden, in den Vereinigten Staaten. Hier hat vor allem der stolze Rückblick auf den amerikanischen Unabhängigkeitskampf gegen die englische Herrschaft verschiedene Markenausgaben veranlaßt, mit denen britische Niederlagen und Niederlagen vereinigt werden. Höchst zeitgemäß erscheint uns heute, in den Tagen des Seekrieges und der Blockade gegen England, besonders eine amerikanische Marke von 1936 zu 1 Cent. Sie trägt die Bildnisse der beiden Seehelden John Paul Jones und John Barry. Der erstere war als Vorkämpfer der amerikanischen Marine während des Unabhängigkeitskrieges ein führender Mannlicher Draufgänger, der den Engländern schweren Schaden zufügte. Mit seiner berühmten Fregatte „Bon Homme Richard“, die ebenfalls auf der Marke zu sehen ist, beunruhigte er von 1778 ab die englischen Küsten, über die er eine Art Blockade verhängte. Er besaß u. a. Dublin und Seitz und unterwarf eine Landung in Schottland, wobei er Schiffe und Kanonen zerstörte. An der Spitze eines amerikanisch-französischen Geschwaders besiegte und nahm er 1779 das große britische Kriegsschiff „Serapis“ und brachte 800 Gefangene und reiche Beute ein.

Dem Gedenken an Schlachten und Gefechte zu Lande während des amerikanischen Befreiungskrieges vor 150 Jahren galten schon

mehrere frühere Briefmarken der Vereinigten Staaten. So erschien 1925 eine Ausgabe, die dem Beginn des Freiheitskampfes gewidmet war und die Schlacht von Lexington-Concord am 19. April 1775 schilderte, den ersten blutigen Zusammenstoß zwischen Amerikanern und Engländern. Eine andere dieser Marken gab die Szene wieder, wie George Washington in der großen Auseinandersetzung mit England den Oberbefehl übernimmt. Später amerikanische Sondermarken gedenken in chronologischer Folge der Kämpfe bei Wolfe Plains, Valley Forge und Braddocks Field. Das Jahr 1927 brachte eine Briefmarke, die die Gefechte von Bennington, Fort Stanwix und Saratoga — wo der englische General Burgoyne sich ergeben mußte — zum Gegenstand hatte. Eine Sondermarke von 1929 galt der Befreiung des Nordwest-Territoriums von den Engländern und der Übergabe des Forts Sackville an den amerikanischen Obersten G. Rogers Clark.

Den glänzenden Abschluß des Feldzuges feierte ein Postwertzeichen von 1931, das die Kapitulation der Briten bei Yorktown darstellte. Hier mußte sich die englische Armee unter dem General Cornwallis am 19. Oktober 1781 mit 8000 Mann ergeben — die entscheidende Niederlage Wilhelms in Nordamerika. Den wesentlichen Anteil an diesen Erfolgen, die der Ausbildung der amerikanischen Truppen durch ihn mit in erster Linie zu verdanken waren, haben die Vereinigten Staaten durch eine Briefmarke mit seinem Bildnis ehrlich anerkannt. Eine Gedenkmärke von 1933, die Washingtons Hauptquartier zeigte, feierte schließlich den siegreichen Frieden von Newburgh (N. Y.) im Jahre 1783, dessen und die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erzwungen und die britische Herrschaft für immer abgeschüttelt war.

Kleine, aber bedeutsame Markenbilder bringen uns so wieder einmal zum Bewußtsein, wie im Laufe der Weltgeschichte die Wahl Englands, wenn sie ernstlich auf die Probe gestellt wurde, jedesmal verlagert hat und wie das sogenannte britische „Weltreich“ diese und jene Stellung vor härteren Kräften räumen mußte.



DAS IST DER KRIEG

der **Luftpiraten**

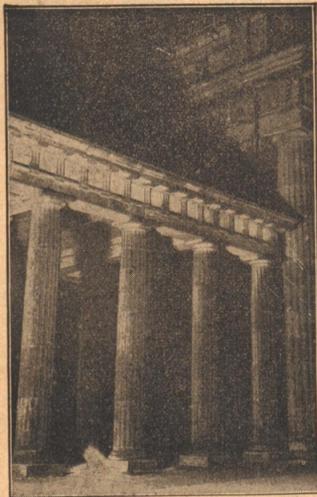


Oben:

Wohnhäuser der Arbeiter: das Ziel der Luftpiraten
Auch diese Arbeiterwohnungen in Hamm/Westf. wurden bei einem heimtückischen nächtlichen Einflug der britischen Luftpiraten zerstört. (Presse-Hoffmann)

Links:

Durch eine Sprengbombe wurde dieses Wohnhaus bei einem nächtlichen Einflug englischer Luftpiraten in Hamm/Westf. zerstört. (Presse-Hoffmann)



Eine Brandbombe, die die Decke des Brandenburger Tors in Berlin durchschlugen hatte und dann am Boden abbrannte. (Scherl-M.)



Auch vor Kulturdenkmälern machen die Luftpiraten nicht halt.

Bei einem nächtlichen Einflug warfen englische Flieger Brandbomben auf eine Reihe von Wohnhäusern in der ältesten Stadt Westfalens, in Soest. Auch dieses Patrizierhaus aus der Zeit des Altmeisters Aldegrever brannte bis auf die spätgotischen Laubgänge nieder. (Presse-Hoffmann 2)

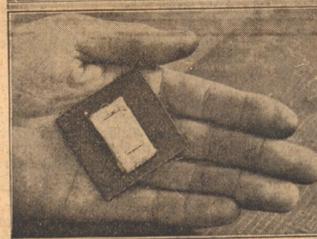
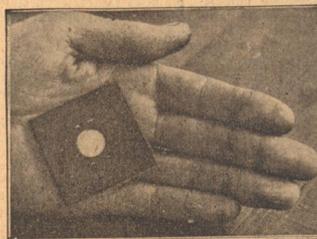


Die jüngsten Schandtaten der englischen Luftpiraten in Berlin
Die Wirkungen einer englischen Sprengbombe auf das Dachgeschoss eines Wohnhauses in Berlin, abgeworfen in der Nacht zum 11. September 1940.



Hier hausten die britischen Grabschänder

Eines neuen Verbrechens haben sich die britischen Luftpiraten schuldig gemacht. Sie bombardierten im Weichbild der Hansestadt Hamburg den über 400 Hektar großen Ohlsdorfer Friedhof, den in der ganzen Welt berühmten größten Friedhof Europas. Die „allerfrömmste und allgerechteste Nation auf Gottes Erdboden“ hat auch hier den traurigen Ruhm für sich errungen, den elementarsten Grundsätzen menschlicher Sittlichkeit ins Gesicht zu schlagen. — Unser Bild zeigt die Wirkung englischer Sprengbomben auf dem Ohlsdorfer Friedhof bei Hamburg. Die Bomben fielen in unmittelbarer Nähe des Ehrenfriedhofs für die englischen Gefallenen des Weltkriegs. (Scherl-M.)



Brandplättchen, das verbrecherischste und gemeinste Kampfmittel der sogenannten königlichen Luftflotte.

Seit dem 11. August wurden bei den feigen Nachtflügen von den englischen Fliegern über weite Strecken Deutschlands Brandplättchen abgeworfen. Sie bestehen aus Zelluloid, sind etwa 5x5 Zentimeter groß und haben in der Mitte eine Brandpille und Brandwatte. Unter Einwirkung der Luft und der Sonne ergeben sie eine Stiefelflamme von etwa einem Meter. Unser Bild zeigt oben die Vorderseite mit der Brandpille, unten die Rückseite mit der Brandwatte. (Presse-Hoffmann.)

Die Weltmeisterin als **Arbeitsmaid**

Ein Besuch bei unserer Weltmeisterin im Eiskunstlauf, Maxie Herber, im Arbeitsdienstlager.



Wie Tausende anderer Mädels so genügt auch Maxie Herber jetzt ihrer Ehrenpflicht als Arbeitsmaid und fühlt sich bei der Gartenarbeit sichtlich wohl.



Auch Wäsche-Waschen will gelernt sein!



Bei der morgendlichen Wäsche-Schüssel-Parade im Kreise der Kameradinnen muß Maxies Schüssel genau so blank sein, wie im Winter ihre Schlittschuhe.



Maxie hat 'Schwein' — und auch das Ferkelchen fühlt sich recht wohl. o
Aufnahmen: Schirner